

Zeitschrift:	Schweizer Spiegel
Herausgeber:	Guggenbühl und Huber
Band:	33 (1957-1958)
Heft:	8
Artikel:	Die Heimat ernährt sie nicht : wie wir in Italien Minenarbeiter für Südafrika anwarben
Autor:	Lutz, Esther
DOI:	https://doi.org/10.5169/seals-1073512

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

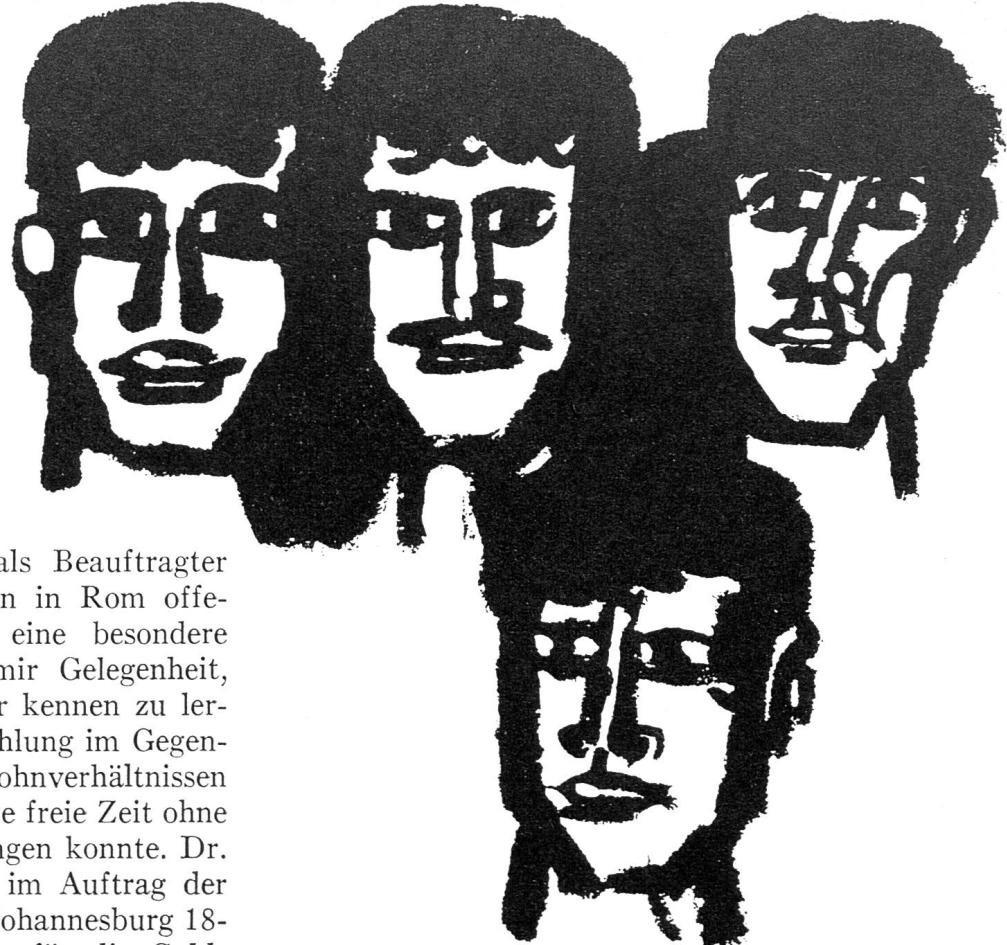
Download PDF: 14.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

**Wie wir in Italien
Minenarbeiter für Südafrika
anwarben**

Von Esther Lutz

DIE HEIMAT ERNÄHRT SIE NICHT



Die Stelle, die mir Dr. C. als Beauftragter der südafrikanischen Legation in Rom offerierte, bedeutete für mich eine besondere Chance. Einsteils gab sie mir Gelegenheit, Italien ohne Hast gründlicher kennen zu lernen, andernteils war die Bezahlung im Gegensatz zu den sonst mißlichen Lohnverhältnissen in Italien derart, daß ich meine freie Zeit ohne äußere Einschränkung verbringen konnte. Dr. C. war ein junger Arzt, der im Auftrag der Staatlichen Minenschulen in Johannesburg 18- bis 25jährige ledige Europäer für die Goldminen der südafrikanischen Union anwarb. Er hatte seine Arbeit in Holland begonnen und führte sie nun in Italien weiter. Ein anderer Vertrauensarzt oblag der gleichen Aufgabe in

Illustration: Fred Troller

Deutschland. Die Sekretärin wurde jeweils im betreffenden Land engagiert.

Man bot mir 150 000 Lire (damals zirka 1050 Franken) im Monat, ein Gehalt, das meine Erwartungen überstieg, obschon ich davon meinen ganzen Lebensunterhalt während der ganzen Reise zu bestreiten hatte.

Während der noch nötigen Verhandlungen mit dem italienischen Arbeitsministerium blieben wir in Rom. Die Arbeit begann nie vor neun Uhr und hörte meist um ein Uhr mittags auf.

Besondere Kennzeichen: „Sehr reserviert“

Noch kannte ich Dr. C. zu wenig, um mir ein klares Urteil über ihn zu bilden. Er war südafrikanischer Nationalität, schottisch-holländischer Abstammung, kaum 30 Jahre alt, groß und schlank und hatte breite, regelmäßige Gesichtszüge. Sein Benehmen hatte nichts Spontanes an sich wie das der Italiener, vielmehr war er bedächtig und fast ein wenig schwerfällig. Man hätte auf den ersten Anhieb denken können, er sei seiner selbst nicht sicher, doch war das Gegenteil der Fall. Was er sagte, kam nicht sofort aus ihm heraus, war aber wohl überlegt. Seine englischen Briefe diktierte er stets, ohne sich zu korrigieren. Er trug einen dunklen Anzug, der fern vom extrem Modischen den «Gentleman» markierte. Ich spürte instinktiv, daß er aus der «Gesellschaft» war und eine College-Erziehung nach englischem Muster genossen haben mußte.

Anfangs März begannen wir unsere Reise in die Provinzen Italiens. Dr. C. holte mich mit seinem Citroën ab. Unser erstes Reiseziel war die mitten in Apulien, ganz im Süden Italiens gelegene Stadt Lecce. Die Reise nahm zwei Tage in Anspruch; als Zwischenhalt war Salerno vorgesehen.

Unterwegs beschäftigte mich die naheliegende Frage, wie wohl das Logis- und Eßproblem gelöst würde. Würde mich Dr. C. als ausgesprochener Gentleman mein Essen selbst bezahlen lassen? Oder würde er formhalber auch meine Rechnung begleichen, um dann später mit mir abzurechnen? Würde er wohl im gleichen Hotel wie ich logieren, das heißt nicht so feudal wie in Rom, um sich kameradschaftlich zu zeigen?

Beide Fragen wurden auf einfache Art und

Weise gelöst. Gegen Mittag fragte mich Dr. C. im Laufe unseres Gesprächs: «Do you insist to eat in a restaurant?» Ich hatte eine vage Vorstellung, wo er hinaus wollte und antwortete, daß ich mich ihm anpassen würde. Darauf kam die verblüffende Erklärung, daß er als Ausgleich für die mangelnde sportliche Be-tätigung nur morgens und abends esse. «It's no good to carry fat» fügte er sehr überzeugt bei.

Natürlich verspürte ich keinerlei Lust, auf gleich asketische Weise die fruchtbaren Landschaften Italiens zu durchreisen und stieg beim nächsten Früchteladen aus, um wenigstens mit einigen Äpfeln und Bananen meinem Hunger abzuhelfen; bei späteren Reisen nahm ich stets meinen Proviant mit.

Nach neunstündiger Fahrt in Salerno angekommen, fragte mich Dr. C., indem er auf das ganz neue, moderne Jolly-Hotel am Strand zeigte: «There is my hotel, where do you want to stay?» Ich nannte ihm ein Hotel in der Mitte der Stadt, in dem ich bei einem früheren Aufenthalt gewohnt hatte. Er führte mich dorthin, und wir verabschiedeten uns bis zum andern Morgen. Ich begriff, daß wir nur im Auto gleiche Klasse reisten. Die instinktiv gefühlte Distanznahme, wohl südafrikanischer Mentalität entsprechend, äußerte sich nun in praktischen Dingen. Da wir auf unsren Reisen aber vollkommen aufeinander angewiesen waren, entwickelte sich trotz grundsätzlicher Distanzierung doch ein kameradschaftliches Verhältnis. Auf den langen Fahrten erzählte mir Dr. C. oft von seiner fernen Heimat, nach der er sich zurücksehnte, und wohin er nach Ablauf des Kontrakts unverzüglich zurückkehren wollte. Nach Abschluß der Studien war es für ihn äußerst verlockend gewesen, Europa unter vorzülichen Bedingungen kennen zu lernen. Doch wurde das ewige Wanderleben besonders in einem Land, dessen Sprache er nur wenig beherrschte, auf die Länge zermürbend, und das stets Neue verlor seinen anfänglichen Reiz.

Mein Chef legte eine Korrektheit an den Tag, die zwar einerseits sympathisch, anderseits aber fast ein wenig langweilig war. Einmal, als wir durch ein Gebiet fuhren, wo wir stundenlang fast keiner menschlichen Siedlung begegneten, hielt er plötzlich an und sagte: «Jetzt will ich etwas machen, das ich zuhause nie machen würde.» Ich wartete gespannt der Dinge, die da kommen sollten. Die ausgelassene Handlung von Dr. C. bestand

WOHER STAMMT DIESES WORT?

E halbi Juute Hërdöpfel

Als in der Geschichte der Menschheit das Bedürfnis nach Längenmaßen auftauchte, war es ganz natürlich, daß der Mensch die Maße seinem eigenen Körper entlehnte. Solche natürliche Einheiten waren die Fingerlänge, die Spanne (zwischen Daumen und ausgestrecktem Kleinfinger), die Elle (von der Mittelfingerspitze bis zum Ellbogen), das Klafter (Spannweite beider Arme), der Fuß usw. Größere Entfernungen drückte man aus in Steinwurf, Meile (Mille = 1000 Doppelschritte), Tagereise usw. Zu den alten Flächenmaßen gehört die *Juchart*.

Im Zürcher Oberland liegt die kleine Ortschaft *Erlosen*, deren Name durchaus nichts mit Ehre zu tun hat. Der Ortsname leitet sich her von dem alten Ausdruck *eren* oder *aren*, pflügen, der heute wohl selbst in Bauerngegenden ausgestorben ist. Das Landstück, das man pflügte, nannte man im Gegensatz zu Wald und Weide *Art*. Wir treffen den Ausdruck noch im Ortsnamen *Arth*. *Erlosen* bedeutet im Gegensatz zu *Arth* ungepflügtes Landstück.

Juchart gibt sich bei näherem Zusehen als Zusammensetzung mit *Art* zu erkennen. *Juch* bedeutet *Joch*, Tiergespann; die *Juchart* ist also ursprünglich diejenige Fläche, welche man mit einem Ochsengespann an einem Tage umzubrechen vermag. Durch Wegfall des *ch* entstand *Jurte*, das später zu *Juute* verkürzt wurde. Auf ähnliche Weise bezeichnet *Morgen* die Fläche, die an einem Vormittag gepflügt werden kann.

Johannes Honegger

aber nur darin, daß er aus dem Koffer eine Baskenmütze nahm und diese auf sein Haupt setzte, um sie dann, sobald wir in belebtere Gegend kamen, sofort wieder verschwinden zu lassen.

Der Saal der enttäuschten Hoffnungen

Bei der Fahrt durch die Städte und Dörfer wunderten wir uns immer wieder, wie junge Burschen mitten am Morgen in Knäueln zusammenstanden und mit lässiger Gebärde diskutierten. Wir sahen, daß sie sich in täglicher Gewohnheit trafen. Ohne Zweifel waren es Arbeitslose, die sich auf solche Weise die schlechteste Zeit vertrieben. Ich wurde mir bewußt, daß wir in eine Welt eingetreten waren, der die Paläste Roms und der Wohlstand meines Heimatlandes unendlich fern war: eine Welt der Arbeitslosigkeit und der Armut. Dem beklemmenden Gefühl des tatenlosen Mitleids folgte der Gedanke an unsere Aufgabe: jungen Leuten eine bessere Existenz zu vermitteln. Doch was bedeuteten die von den südafrikanischen Minen angebotenen 300 Arbeitsplätze für ein Land, das die Arbeitslosen zu Zehntausenden zählte! Einen Tropfen, den wir von einem überfließenden Krug auffangen konnten.

Am andern Morgen holte mich Dr. C. in meinem Hotel ab und gemeinsam fuhren wir zum Arbeitsamt. In dichten Haufen standen junge Männer auf dem Vorplatz und verstopften die Türen und Gänge. Wie sie uns daherkommen sahen, ging eine frohe Bewegung durch die wartenden und schwatzenden Gruppen. «Buon giorno, Signorina, buon giorno, Signore!» tönte es von allen Seiten. Wir grüßten zurück und eine frohe Stimmung bemächtigte sich unser aller.

Wir wurden begrüßt vom Direktor des Arbeitsamtes, einem schwarzhaarigen, gepflegten Florentiner. Da mein Begleiter nur wenige Worte Italienisch sprach, hatte ich das Gespräch zwischen ihm und Dr. C. zu führen.

Von Apulien waren etwa 500 junge Leute angemeldet. Die Mitteilung von Dr. C., daß höchstens 40 davon angenommen werden könnten, löste zwar ein kurzes Mißbehagen des Direktors aus, das aber gleich durch seine Bemerkung abgelöst wurde: «Eh... va bene... è già meglio che niente!» Bei dem großen Menschenüberfluß ist der italienische Staat ja froh über jedes Arbeitsangebot eines fremden

Landes. In ganz Italien waren etwa 3000 Kandidaten zur Untersuchung angemeldet, wovon aber nur 300 angenommen werden konnten. Einsteils war dies die von den Minenschulen angesetzte Höchstzahl, andernteils waren die Bedingungen so streng, daß nicht mehr als tauglich in Aussicht genommen wurden. Die von uns gestellten Anforderungen, die sich auf ein südafrikanisches Gesetz stützten, ließen sich ungefähr auf den Nenner bringen: absolute Gesundheit, sehr breiter Brustkasten, ein der Körperlänge entsprechendes Gewicht. Mit diesen strengen Bedingungen kämpfte die südafrikanische Regierung gegen die Silikose, den schlimmsten Feind des Grubenarbeiters, der seine Lungen verstaubt und ihn mit Atemnot unheilbar bedrängt. Außerdem wurde eine minimale Schulbildung von fünf Jahren verlangt.

Zwei Räume wurden uns zur Verfügung gestellt, ein größerer, wo die jungen Männer auf ihre Eignung hin untersucht werden sollten, und ein kleinerer, wo ich die Personalien der provisorisch Angenommenen in ein Journal einzutragen hatte, das am Ende unseres Feldzuges die Namen aller in Italien rekrutierten Minenarbeiter enthalten würde. Auch sollte Buch geführt werden über die näheren Lebensumstände der Rekrutierten, damit sich die Leiter der Minenschulen im fernen Südafrika ein Bild machen könnten von den ihnen anvertrauten jungen Leuten.

Ich saß mit meiner Füllfeder vor der ersten leeren Seite, ohne daß sich jemand bei mir meldete. Dafür spürte ich eine leidenschaftlich verhaltene Erregung im andern Saal. Obwohl Dr. C. schon eine ganze Reihe von Kandidaten untersucht hatte, war noch keiner als geeignet befunden worden. Von kleinem Wuchs und schlank gebaut, erfüllten sie nur zum kleinsten Teil die Anforderungen der Minenschulen. Bei vielen sah man auf den ersten Blick, daß sie nicht in Frage kämen. Alle waren aber mit Geburtsschein, Leumundszeugnis und ausführlichem Arztzeugnis ausgerüstet, das ihre volle Gesundheit bestätigte. Dr. C. führte zwar einige medizinische Utensilien in einem kleinen Koffer mit sich, doch brauchte er sie selten oder nie. Seine üblichen Hilfsmittel waren eine vom Arbeitsamt zur Verfügung gestellte Waage mit Meßgerät und sein Meterband. Alle übrigen medizinischen Angaben konnten von den italienischen Arztzeugnissen auf die für Südafrika bestimmten Formulare übertragen werden.

Begreiflicherweise tauchte die ironische Frage in mir auf, ob ein italienischer Schneider diese Arbeit nicht ebenso gut machen könnte. Die südafrikanischen Minenschulen legen aber offenbar großen Wert darauf, ihren eigenen Vertrauensarzt ins Ausland zu schicken. Ich beneidete ihn nicht um seine mechanische, an menschlichen Beziehungen arme Arbeit, jedoch um seine hohe Besoldung, neben der sich mein Salär eher bescheiden ausnahm.

Statt der Arbeiter erschien immer wieder Dr. C. auf der Schwelle zu meinem Büro, das Meterband lose in den Händen, und sagte mit bekümmter Miene: «They are no good!» Im Saal indessen nahm die Bewegung zu. Ich hörte wilde Stimmen, Papier, das zerrissen wurde, Münzen, die auf den Boden rollten. Es waren Arbeiter, die, verzweifelt, daß sie zu ihrer Familie zurückkehren und ihr sagen mußten: «Da bin ich wieder, sie haben mich nicht genommen!», ihre nunmehr nutzlosen Akten in Stücke zerrissen und, was ihnen in die Hände kam, auf den Boden schleuderten. Armut und heißes Blut ließen sie sich selbst vergessen.

Eigentlich begriff ich selbst nicht, weshalb man so viele Leute nach Lecce kommen ließ, die zum vornehmerein für die Minenarbeit nicht in Frage kamen. Nicht nur verloren sie das Einkommen eines Arbeitstages, sondern auch der italienischen Regierung entstanden unnötige Ausgaben, da die verschiedenen Zeugnisse, die Hinreise und die Verpflegung zu ihren Lasten gingen. Nur die Rückfahrt wurde durch die südafrikanischen Minenschulen bestritten und der entsprechende Betrag den Arbeitern jeweils sofort ausbezahlt. Auf meine Frage erfuhr ich, daß psychologische Gründe die südafrikanischen Arbeitgeber veranlaßten, als letzte Entscheidungsinstanz aufzutreten. Dem Entscheid ihres eigenen Arztes würden sich die Arbeiter eher fügen als dem einer italienischen Stelle! Doch kann mich dieses Argument noch heute nicht überzeugen, wenn ich bedenke, daß viele dieser Arbeiter stundenlange Fahrten für einen so simplen Augenschein unternehmen mußten und in einzelnen Fällen, wie zum Beispiel in Sizilien, nicht einmal mehr am gleichen Tag nach Hause zurückkehren konnten. Auch hörte ich hin und wieder von Fällen, wo Arbeiter wegen ihrer Abwesenheit für die Rekrutierung vom italienischen Arbeitgeber rücksichtslos entlassen wurden, standen doch genügend andere Arbeitskräfte bereit!

Welt der Armut

Endlich trat doch der erste als tauglich Befundene in mein Büro, und während ich diesen befragte, ein zweiter und ein dritter, bis zuletzt 6 der etwa 70 Erschienenen angenommen waren. An diesen war nichts von der bei uns berühmten Beweglichkeit und Eleganz der Italiener zu sehen. Zwar trugen alle einen sauberen Anzug aus leichtem Stoff, wohl die einzige gute Kleidung, die sie besaßen, ihre Hände aber waren schwielig und ihre Gebärden unbeholfen und schwerfällig. Während sie vor mir standen, hielten sie in angelernter Gewohnheit die Hände auf dem Rücken. Es gab einzelne, denen nicht nur beklemmende Hemmung durch die völlig neue Umgebung, sondern Angst vor der staatlichen Autorität in den Augen zu lesen war. Sie antworteten auf meine Fragen stets mit «Si» oder «No, Vossignoria» (Ja – nein – Herrschaft). Mein demokratisches Fühlen wehrte sich gegen solche Untertänigkeit. Ich sprach kameradschaftlich zu ihnen, doch blieben sie bei ihrer Haltung, und ich spürte, wie tief die Feudalherrschaft noch in ihnen verwurzelt war. Die höheren Angestellten des Arbeitsamtes betrachteten dies als ganz natürlich und duzten ohne Unterschied alle. Sogar der Laufbursche, der auf dem Arbeitsamt die untersten Arbeiten besorgte, trug ihnen gegenüber ein herablassendes Wesen zur Schau.

Unter den Anwärtern waren viele eigenartige, bäuerliche Typen mit breiten, gutmütigen Gesichtern und starken Backenknochen, die an die Erde gemahnten, auf der sie arbeiteten und darbten. Ich bedauerte sie ihres Lebens wegen und bewunderte doch die Kraft und Unverdorbenheit, die der Kampf ums tägliche Brot auf ihre Gesichter geschrieben hatte. Fast alle stammten aus Familien mit zehn und mehr Kindern und lebten in ärmlichsten Verhältnissen. Sie arbeiteten vorwiegend als braccianti (ungelernte Landarbeiter), aber auch Hilfsarbeiter, Maurer, Schreiner usw. waren unter ihnen. Viele waren arbeitslos oder fanden nur gelegentlich oder saisonweise Beschäftigung. Andere hatten seit frühesten Jugend schon alle Berufe ausgeübt; je nachdem, wo sich die Arbeit finden ließ, waren sie Maurer, Landarbeiter, Schreiner, Schuhmacher in einem.

In gewissen Gegenden, wo die Arbeitslosigkeit besonders schlimme Formen angenommen hatte, wurde ihr Tagespensum auf fünf Stunden festgelegt, um die Arbeit aufzuteilen. Ein

Landarbeiter, dessen Vater arbeitslos war, und der mit seinem Bruder für eine zehnköpfige Familie aufzukommen hatte, verdiente etwa 70 Franken im Monat. Auf meine Frage, von was man dann mit so wenig Geld lebe, antwortete er mir: «Pane e piselli» (Brot und Erbsen).

Allerdings war dieses Einkommen die untere Grenze für einen Landarbeiter, der Monatsdurchschnitt bewegte sich zwischen 10 000 und 20 000 Lire (70 bis 140 Franken); 30 000 Lire (210 Franken) oder gar 40 000 Lire (280 Franken) wurden bereits als sehr respektabel betrachtet.

Die Arbeitgeber hatten zwar einen vom Staat geforderten Minimallohn zu bezahlen, aber sie stellten nur wenige der Arbeiter zu diesen Bedingungen an. Der Rest arbeitete weit darunter. Ich fragte einen Bäcker, was geschehe, wenn eine Kontrolle vorgenommen werde. «Man versteckt sich», antwortete er mir, «und wenn man den Arbeitgeber einklagt, wird man zwar nach Gesetz bezahlt, aber fortgejagt! So schweigt man lieber!»

Ein großartiger Familiensinn erfüllt alle diese Männer und die Fragen, die sie an uns stellten, bezogen sich vorwiegend auf die Höhe des Betrages, den sie nach Hause schicken könnten. Sie fühlten sich ganz als Glied einer Lebensgemeinschaft, und die Sorge und der Einsatz für deren Wohlergehen war ihnen selbstverständliche Pflicht. Neben ihrer Existenznot ließ auch das traditionelle patriarchalische Familiensystem keine andere Denkweise zu. Als Oberherr der Familie verwaltet der Vater das gesamte Einkommen. Die Kinder überlassen ihm alles, was sie bei fremden Arbeitgebern verdienen und erhalten kein Entgelt, wenn sie auf dem väterlichen Gut arbeiten. Sie sind ein Glied in der Erwerbsgemeinschaft der Familie, das von dieser wiederum ernährt und gekleidet wird. So verdienen sich weder Söhne noch Töchter ihr Heiratsgut, sondern dieses wird ihnen vom Vater zugeteilt, wenn der Zeitpunkt der Gründung einer eigenen Familie gekommen ist.

Dieser einzigartig enge Familienzusammenhang bot jene Sicherheit und jenen Schutz, den sie von keiner andern Institution erhielten. So bewirkten die schlimmen wirtschaftlichen Zustände wenigstens etwas Gutes. Bei uns in der Schweiz ist der einzelne durch Verdienstmöglichkeiten und soziale Einrichtungen viel besser gesichert, aber gerade dieser Umstand hat

vielleicht zu einer gewissen Lockerung der familiären Bande beigetragen.

Jede Rekrutierung bedeutete für die armen Leute einen Strahl der Hoffnung auf ein besseres Leben.

«Sie werden angezogen wie Fliegen durch den Honig», sagte mir einmal ein Angestellter des Arbeitsamtes, denn viele meldeten sich immer wieder, gleichgültig welches Land die Rekrutierung durchführte und welches die Bedingungen waren.

Es kam oft vor, daß sich einer heimlich noch einmal in die Reihe stellte, nachdem er bereits ausgeschieden war, weil er hoffte, vielleicht doch noch angenommen zu werden. Einer war überzeugt, falsch geatmet zu haben und er ließ sich von dieser Idee nicht abbringen, bevor ihn der Arzt noch einmal untersucht hatte.

Abenteuerlust war ihrem Denken und Fühlen

ganz fremd, auch für die Bedingungen des Vertrages interessierten sie sich nicht im Detail, sie leczten ganz einfach nach Arbeit und Brot. Von dem Hang zum Dolce far niente, den man den Süditalienern bei uns vorwirft, bemerkte ich nichts, aber auch gar nichts.

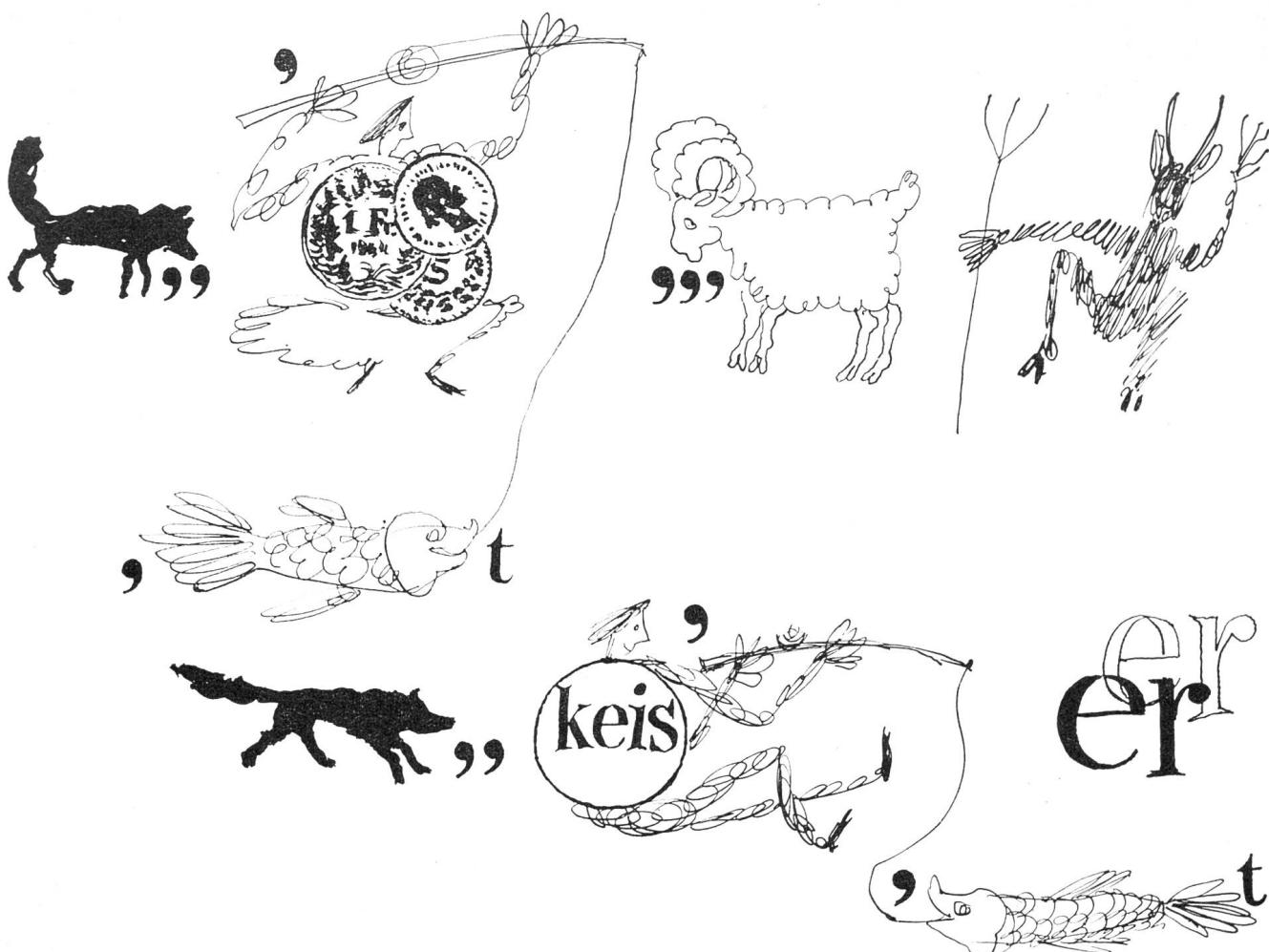
Die vielen traurigen Erlebnisse verfolgten mich noch lange, und ein banges, bedrückendes Gefühl stieg jeweils in mir auf, wenn die Enttäuschten nach Hause zogen. Oft war die Gruppe eines ganzen Bauerndorfes als untauglich befunden worden. Welch deprimierendes Ende ihrer hoffnungsvollen Fahrt nach Lecce!

So gingen die Tage dahin, bis etwa 60 provisorisch angenommen waren. Doch jetzt galt es, noch die Röntgenbilder nach Johannesburg zu schicken, wo von einem Ärztegremium nochmals etwa die Hälfte ausgeschieden würde.

In der Schweiz hatte ich oft die Meinung

Schweizerdeutsches Bilderrätsel (11)

VON K. WEGMANN



Auflösung Seite 109

äußern gehört, die Menschen des Südens seien trotz ihrer Armut ein glückliches und lebhaftes Volk, ja sie seien sogar glücklicher als wir. Nun, da ich täglich in Kontakt mit dieser armen Bevölkerung kam, drängte sich mir der Vergleich zwischen ihnen und uns geradezu auf. Vor allem fragte ich mich: «Ist ihnen im Innersten die kärgliche Heimaterde nicht doch lieber als das Brot der Fremde?» und ich richtete an einen von ihnen die Frage: «Non sarà infelice di lasciare la patria?» Er aber antwortete: «La patria... non ci posso pensare... il lavoro è la sola cosa che mi preoccupa!»

Die Existenznot hatte den Gedanken des Vaterlandes ganz aus seinem Innern ausgeschaltet, und Arbeit, Arbeit war sein einziger Wunsch. In welch anderm Licht sah ich nun meine Heimat! Nicht nur gibt sie mir und allen Arbeit und Brot, sondern sie erlaubt darüber hinaus einen freien Lebensstil, wie ihn der italienische Arbeiter, ja sogar der Angestellte bis hinauf zum Laureato (mit Doktorstitel) meist nicht kennt. Diese jungen Italiener verlassen ihr Land, weil es ihnen kein Brot geben kann, wir Schweizer bereisen alle möglichen Länder zum Vergnügen, weil zu Hause Arbeit und Verdienst im Überfluß vorhanden sind. Bei den Italienern liegen oft wertvolle Kräfte des Geistes brach, weil die Erhaltung der Existenz erstes Gebot ist, bei uns wird die Berufswahl mit Sorgfalt gepflegt! Sie lechzen nach irgend einer Arbeit, wir wählen den Arbeitsort! Sie sind gewohnt, sich vor dem Staat und vor jeder Autorität zu ducken, wir aber dürfen es wagen, uns frei zu äußern!

Wenn das Glück darin besteht, das zu tun, was man begehrkt, d. h. in der Heimat zu bleiben, wenn man sie liebt, zu arbeiten, wenn uns Hände und Geist dazu treiben, ein freies Wort zu reden, wo man es will, sind wir dann nicht glücklicher als jene, die ihr Land verlassen, weil es ihnen keine Arbeit gibt, und wo sie sich vor Staat und Herrschaft ducken müssen, weil sie in ihrer Armut vollkommen von ihnen abhängig sind?

Grandezza

Mit der Zeit kam ich nicht nur mit den Arbeitssuchenden, sondern auch mit der übrigen Bevölkerung in Beziehung. Immer wieder entzückte mich die unmittelbare Menschlichkeit, welche die Italiener auszeichnet. Wenn die Italiener als solche offen, spontan und gastfreund-

lich sind, so waren es die Menschen Apuliens noch um einige Grade mehr. Was wollten sie nicht alle, und auf den ersten Anhieb, wissen! «Quanti anni ha? E fidanzata? Forse col medico?» An Dr. C. wurden ähnliche Fragen gestellt, die er ergeben über sich ergehen ließ. Daß wir nicht verlobt oder gar verheiratet waren, wurde jeweils mit einem Erstaunen festgestellt, war ihnen doch die berufliche Selbständigkeit der Frau ungewohnt.

Kein Beamter des Arbeitsamtes kam in mein Büro, ohne mir einen Kaffee anzubieten. Die Bestellung wurde jeweils in der nächstgelegenen Bar aufgegeben. Wie im Flug wurde sie ausgeführt von einem kaum zwölfjährigen Gehilfen in weißer, langer Schürze, der halb noch Kind und halb schon Mann war.

Auch im Restaurant kam es vor, daß mir ein Italiener, mit dem ich ins Gespräch gekommen war, ohne jeden Hintergedanken und trotz meinen ernst gemeinten Einwänden mein Essen bezahlte.

Ein Beamter des Arbeitsamtes lud mich einmal zusammen mit zweien seiner Freunde zu einer abendlichen Fahrt nach Brindisi ein. Die Nacht war mondhell und auf einsamer Straße dröhnte der Wagen von napolitanischen und apulischen Liedern, die sie mir sangen.

In Brindisi führten sie mich in eine Trattoria, in der sie offensichtlich heimisch waren. Unter dem Geleite des Wirts wurden wir in die Küche geführt, wo die Türen zu den Vorratskästen weit geöffnet und Fleisch, Fische und allerlei frisches Seegetier zur Wahl vorgezeigt wurden. Wir entschieden uns für frutta del mare, und eine köstliche Platte von noch lebenden Muscheltieren stand bald auf dem Tisch. Doch noch während wir darauf warteten, erschien ein seniler Alter mit gerötetem, blödem Gesicht und schneeweisem Haar unter der Türe und lallte uns mit zahnlosem Munde «Buona sera, Signori» zu. Er war eine Art Hofnarr der Drei, die sich bis zum Essen mit den senilen Späßen des Alten die Zeit vertrieben. In mir waren nur Mitleid und Grausen, sie aber waren überzeugt, mir auf originelle Weise die Zeit zu vertreiben.

In den Augen des Alten lauerte der Hunger und er wartete nur darauf, bis sie ihn fragten: «... e allora... che cosa vuoi mangiare? Vuoi un bel piatto di spaghetti e dopo una buona bistecca con patate?» Der Alte nickte beglückt und verschlang dann sein Essen; nachher machte er sich ohne weitere Anstalten fort, um

wohl am nächsten Abend wieder zu erscheinen, und wenn sie nicht da wären, am übernächsten Abend, und am überübernächsten . . .

Unter der südlichen Freigebigkeit tat sich ein Abgrund auf. Wiederum Armut in ihrer ganzen Abhängigkeit vom Reichen, wie ich sie bei meinen Arbeitern erlebte, nur beschönigt durch die südländische Gastlichkeit, die das Wort geprägt hat: «Mangiando solo, si strozza!» (Wer allein isst, erstickt!)

Aber auch bei andern Gelegenheiten traf ich auf eine Grandezza, die mich tief beeindruckte. Als ich einen Fußball-Match, an dem sich Bari und Lecce trafen, besuchen wollte, wurde der Besitzer eines Wagens aufgeboten, um mich zum Sportplatz zu bringen. Am Billetschalter nahm man mein Geld nicht entgegen. Ich wurde vor den andern durchgelassen und es hieß: «Vada pure! Il campo è alla Sua disposizione!» Solche geradezu ungehörige Gastfreundschaft wurde auch von den Umstehenden als natürlich empfunden. Eine spontane Zuvorkommenheit dem Gast gegenüber und der Mangel an jeder Pedanterie stimmte sie einig, hier eine Ausnahme zu machen. Was bedeutete schon das Eintrittsgeld gegenüber ihrer noblen Geste? So wurde Ungerades zu Gera dem! Gar nicht schweizerisch, aber doch so wohltuend!

Geradezu rührend war ein Erlebnis in meinem Hotel. Eines Morgens klopfte es an meiner Türe. Ich öffnete, und vor mir stand der Laufbursche mit einer Kachel heißer Milch und darübergelegt einem ringförmigen Brot: «Per la colazione, così non deve andare al Bar!»

Ich konnte nicht anders, als seine Gabe nehmen, die ein Teil seines eigenen Angestellten-Frühstücks war. Etwas beschämmt trank ich die

Milch und aß dazu das rauhe Brot. Doch konnte ich ja nicht täglich solche Gabe annehmen, und ich sagte, daß der Umweg zur Bar mit wenig Mühe verbunden sei. Dafür lag anderntags eine Kamelie auf meinem Zimmer. «Wenn ich nur reich wäre!» sagte der Überbringer, «dann würde ich Ihnen schönere Geschenke bringen, und jeden Tag ein neues! Ich würde Sie so lange beschenken, bis Sie mich lieben würden!» Etwas melancholisch zeigte er mir eines Tages das Orfanotrofio (Waisenhaus), wo er seine Jugend verbracht hatte.

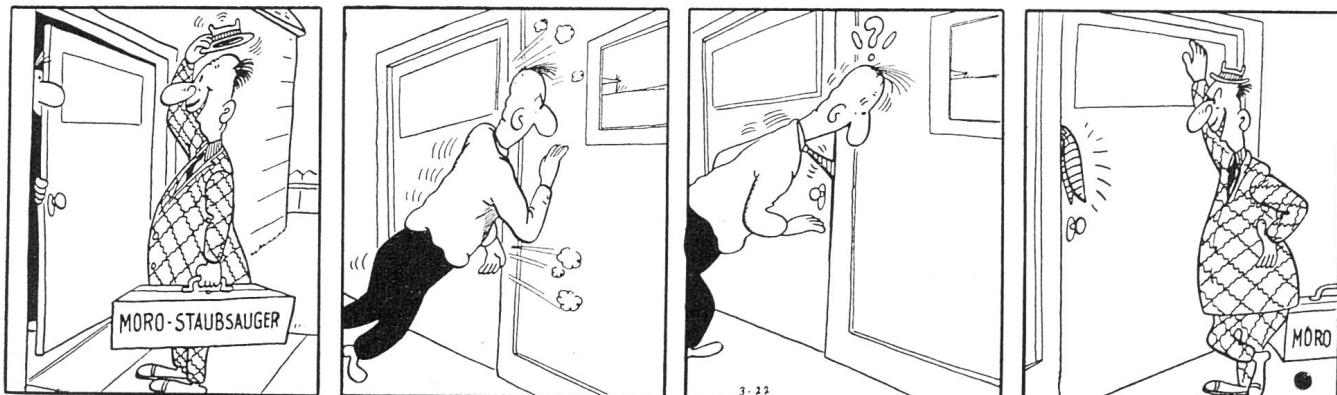
Pazienza

Später arbeiteten wir in Sardinien. Dort kamen wir mit Menschen ganz eigener, gutmütiger und freundlicher Art zusammen. Wie allgemein im Süden waren sie meist zu schmal gebaut und von 131 mußten 113 abgewiesen werden. Trotzdem sie oft in beschwerlichen Reisen nach der Hauptstadt der Insel gekommen waren, brach beim abschlägigen Bescheid des Arztes ihr Temperament nicht durch. Sie besaßen eine Freundlichkeit des Herzens, die selbst meinen Begleiter, der die Italiener sonst nur mit kritischem Auge sehen konnte, äußern ließ, nirgendwo anders in Italien habe er so liebenswürdige Menschen getroffen.

Nie vergesse ich, wie ein helläugiger und blonder Arbeiter, der ausgeschieden wurde, und dem Dr. C. sein Bedauern aussprach, mit unendlich gutmütigem und breitem Lächeln «Pazienza!» zu ihm sagte.

Oft blieben die Männer noch in meinem Büro und konnten sich nicht aufraffen, weg zugehen. Ein besonders sympathischer, feingliedriger Sarde mit feinem und sensiblem Gesicht, wies auf seinen enggeschnallten Gurt:

Bilder ohne Worte



«Wie sollen wir angenommen werden, solange wir hungern müssen!»

Pazienza! Vielleicht half ihnen ihre durch Jahrhunderte erprobte Geduld, ihr Schicksal zu ertragen. Doch sollte sie nicht endlich durch ein menschenwürdiges Dasein belohnt werden?

Wenn die südafrikanische Hoffnung zunichte war, löste oft meine schweizerische Nationalität ihre magnetische Wirkung aus. Die Schweiz war in ihren Augen ein glückliches, reiches Land, das sich himmelhoch von ihrem eigenen Dasein abhob. Glücklich, wer sie als Heimat besaß und dort ein friedliches Leben im Wohlstand führen konnte!

Leider fehlten mir Beziehungen, und wie hätte ich auch, selbst unter den günstigsten Bedingungen, allen helfen können! Ein Sizilianer, der untröstlich war, weil er, nachdem er bereits angenommen war, wegen eines körperlichen Mangels wieder ausgeschieden wurde, bat mich inständig, doch etwas für ihn zu tun, und so schrieb ich eine Reihe von Briefen in deutscher Sprache, mit der Bitte um italienische Antwort. Ob sie ihm wohl nützten und ihn herauszogen aus seiner Armut?

Die Norditaliener haben es leichter

Nachdem wir im Süden unsere Tätigkeit beendigt hatten, führten wir sie auf dem Arbeitsamt von Mailand weiter. Hier besorgten wir unsere Arbeit allein, und erst jetzt wurde mir so recht bewußt, daß von den drei Beamten, die uns in Lecce zur Seite gestanden hatten, wenigstens zwei überflüssig gewesen waren. Doch bildete Mailand eine Ausnahme, standen uns doch sonst in jedem Arbeitsamt mehrere dienstbare Geister zur Verfügung. Wie bereits erwähnt, leidet Italien unter einem Überfluß an Arbeitskräften, und man sagt gerne, daß hier das Amt für den Beamten, und nicht der Beamte für das Amt eingesetzt werde. Besonders fühlbar war dies im Süden, aber auch in Triest war ein Beamter für nichts anderes da, als in unserm Büro vor der Eingangstüre zu sitzen und diese wenn nötig zu öffnen und zu schließen.

Ich begriff, daß die Leute einfach irgendwie beschäftigt werden mußten. Übrigens verrichteten auch viele Dottori recht untergeordnete Arbeit, für die bei uns niemals ein Beamter mit akademischer Bildung eingesetzt würde. Auch hier lag die Erklärung in der Unterbe-

schäftigung, welche es nötig machte, die Arbeit aufzuteilen.

Die Löhne sind entsprechend niedrig, zu wenig zum Leben und zu viel zum Sterben, denn ein Akademiker möchte immerhin, wenigstens zum Schein, einen gewissen Lebensstandard aufrechterhalten.

Da die Arbeit auf den staatlichen Ämtern nur von morgens acht Uhr bis mittags zwei Uhr dauert, halfen sich viele so, daß sie eine Nebenbeschäftigung annahmen. So betreibt ein Bekannter von mir, der Absolvent einer Hochschule ist, neben seinem Staatsamt einen Whisky-Handel. Ein Bruder, der als Bankangestellter wahrscheinlich nicht viel mehr verdient, obliegt dem gleichen Geschäft in einer andern Stadt.

Auch hier in Mailand ergoß sich ein unendlich langer Strom von Arbeitern durch die uns zur Verfügung stehenden Räume. Sie kamen aus der Stadt Mailand und der ganzen Lombardei, von den Städten und Dörfern Mittelitaliens, ja von Rom und den Abruzzen. Größer im Wuchs und von kräftigerer Konstitution erfüllten sie weit besser als die schlanken Südländer die Anforderungen der südafrikanischen Minenschulen. Viele waren blond und blauäugig und verrieten nur durch ihre Sprache, daß sie von der südlichen Seite des Gotthards kamen.

Es zeigte sich auch, daß die Arbeitsbedingungen in den nördlichen Gegenden Italiens bedeutend besser waren als in den südlichen Provinzen, obschon es auch hier eine große Zahl von Arbeitslosen gab.

Im Gegensatz zum Süden kamen die Norditaliener meist aus Familien mit nur zwei oder drei Kindern. Sie schliefen daher nicht, wie die Süditaliener, zu viert oder fünft im gleichen Raum, oder gar zu zweit oder zu dritt oder gar zu acht – vier am Kopfende und vier am Fußende – im gleichen Bett.

Bessere Bildung, Weltaufgeschlossenheit und ein freierer Sinn waren ihnen eigen. Das Verhältnis des Arbeiters zum Beamten war weit demokratischer. Auch wir waren nicht mehr Prinz und Prinzessin vom Morgenland. Es kam vor, daß mich Arbeiter zum Tanz einluden und für ihre Überredungskünste sogar bei Dr. C. Unterstützung suchten. In Apulien

Foto: Eliette Mac Couch
Frühlingswäsche in der
Zürcher Altstadt

wäre dies undenkbar gewesen; zu groß war die Distanz zwischen ihnen und uns.

Hier erlebte ich auch nie die verzweifelten Gefühlsausbrüche des Südens. Dafür begegneten mir recht viele deprimierte Gesichter, besonders von solchen, die seit Wochen und Monaten keine Arbeit fanden und ihre Zeit in zermürbender Langeweile und dem Gefühl des Überflüssigseins verbrachten.

Es gab aber auch solche, die recht zielbewußt sich ein anderes, besseres Leben schaffen wollten. Die viereinhalb Jahre Minenarbeit bedeutete für sie der notwendige Tribut, ohne den sie in Übersee nicht Fuß fassen konnten, weil ihnen die Mittel zur Überfahrt fehlten.

Nicht selten waren junge Leute, die mitten in einer höheren Ausbildung die Schule verlassen mußten, weil der Ernährer gestorben war und sie nun selbst zum Unterhalt der Familie beitragen mußten. Ich versuchte stets, ihnen die schwere Arbeit in den Minen drastisch vor Augen zu halten, denn ich war überzeugt, daß für diese, der körperlichen Arbeit nicht gewohnten jungen Leute die ersten Jahre eine Leidenszeit bedeuten würden. Fast alle wollten aber lieber diesen harten Weg gehen, als in ihrem Land bleiben.

Ich erinnere mich noch gut an einen hochgewachsenen, gescheit aussehenden Mailänder, der das Reifezeugnis besaß und der fest entschlossen war, in Südafrika als Minenarbeiter tätig zu sein, um dann später dort sein Ingenieur-Studium aufnehmen zu können. In den Minenschulen besteht nämlich die Möglichkeit, ein Stipendium für das Studium eines Minen-Ingenieurs zu erhalten. Wegen der vielen Bewerber sind die Erfolgsschancen aber sehr klein.

Im übrigen erinnere ich mich nur mit Mühe einzelner Gesichter. Denn in ständigem Wechsel folgte ein Name dem andern und Seite reichte sich an Seite. Bei dem großen Arbeits-Pensum trat leider der menschliche Kontakt immer mehr zurück. Die soziale Arbeit enttäuscht deshalb oft in der Praxis, weil die Routine zwangsläufig überhand nimmt und mit der Zeit die anfängliche menschliche Teilnahme erstickt.

Zeitweilig wurde ich deshalb meiner Arbeit recht überdrüssig, und ich sah nur noch ihren eintönig bürokratischen Ablauf. Engerer menschlicher Beziehung stellte sich im Klassenunterschied eine natürliche Schranke entgegen und bei dem ständigen Kommen und

Gehen war es ohnehin fast ausgeschlossen, sich mit einzelnen Schicksalen abzugeben.

Die vom Glück Begünstigten

Inzwischen war von Johannesburg der Entscheid der südafrikanischen Prüfungskommision angekommen, die anhand der erhaltenen Röntgenbilder über die definitive Wahl der Angemeldeten von Lecce entschieden. Wir schrieben die Briefe, den einen zur Freude, den andern zum Leid. Manch schmerzliche Szene mag sich abgespielt haben, während wir im Norden unserer Arbeit oblagen und schon wieder endlose Kolonnen anderer Anwärter unsere Tage erfüllten.

Dann folgte unsere zweite Reise nach Lecce, und jeden Ort, in dem eine Rekrutierung stattgefunden hatte. Jetzt konnten die Verträge unterzeichnet werden. Ein neues, freundliches Bild bot sich uns dar. Das Hangen und Bangen war vorüber, die Zukunft entschieden! Man begrüßte sich als alte Bekannte.

Besonders glücklich war ein junger Landarbeiter, den seine Mutter auf den Namen «Fortunato» (der Glückliche) taufen ließ, und der bisher überzeugt war, «Sfortunato» (der Unglückliche) wäre der passende Name gewesen. «Nun trag ich meinen Namen wieder mit Freuden!» sagte er zu mir, und nicht ein Funken von Zukunftsangst war in seinen Augen zu lesen.

Laut den Bedingungen des Vertrages hatten alle außer wenigen, die als Minenarbeiter anerkannt wurden, eine Lehrzeit zu bestehen, die 468 Schichten umfaßt und etwa anderthalb Jahre dauert. (48 Stunden pro Woche). Am Anfang ihrer Lehrzeit verdienten sie rund 50 000 Lire monatlich, was ungefähr 350 Schweizerfranken entspricht, erhalten dann eine Erhöhung auf 59 000 Lire nach erfolgter Bewilligung für den Gebrauch von Explosivstoffen und eine letzte Erhöhung auf 66 000 Lire nach weiteren 156 Schichten. Dies mag auf den ersten Eindruck wenig scheinen, doch muß in Betracht gezogen werden, daß sie in Homes für nur 40 Schweizerfranken Logis und Verpflegung erhalten. In ihrer Lebensgestaltung sind sie vollkommen frei. Zur Freizeitbeschäftigung stehen ihnen Schwimmbassins, Tennisplätze und andere Sportplätze zur Verfügung. Nach Abschluß ihrer Lehrzeit hatten die Angeworbenen weitere drei Jahre als gelernte Minenarbeiter tätig zu sein.

Wenn schon während der Lehrzeit der Verdienst ein Mehrfaches ihres elenden Einkommens in Italien betrug, so mußte ihnen das Salär eines fertigen Minenarbeiters, der durchschnittlich 148 000 Lire (etwa 1000 Franken) pro Monat verdiente, völlig paradiesisch erscheinen.

Einige Väter noch minderjähriger Söhne erschienen, um für sie die rechtsgültige Unterschrift unter den Vertrag zu setzen. Der Reihe nach wurden die Verträge unterschrieben, vom Arzt, der im Namen der Minenschulen unterzeichnete, und vom Arbeiter, der in ungelenker Schrift erst den Namen, dann den Vornamen unter die Bedingungen des Vertrages setzte. Hier wie in andern Städten Süditaliens gab es immer wieder Väter, die in völliger Unkenntnis des Schreibens mit einem Kreuze zeichneten, was in keiner Weise Auffallen erregte. Immer noch gibt es in Süditalien aber auch jugendliche Analphabeten, deren Eltern sie arbeiten lassen, statt sie in die Schule zu schicken. Dieses einfache Zeichen erhielt seinen besondern, fast rührenden Charakter, indem es von dem der Feder unkundigen mit Bedacht und Sorgfalt und im Bewußtsein seiner ganzen Bedeutung oft in zitterigen Linien aufs Papier gesetzt wurde. Nun stand der Weg nach Südafrika offen!

Nachdem jeder sein Vertragsexemplar in der Tasche hatte, galt es, den Auswanderungsbereiten eine Abschieds- und Zukunftsrede zu halten, was ich mit der Zeit mit Geschick besorgte, da sich mein Begleiter trotz einem Selbstlernkurs im Italienischen noch nicht genügend sicher fühlte. In meiner Ansprache wurden die Auswanderer auch auf die Unterschiede zwischen ihrem eigenen Land und Südafrika hingewiesen. Nicht nur galt es, sich warm auszustatten, da in Südafrika der Winter bevorstand, und Johannesburg ohnedies ein kälteres Klima hat, sondern auch im Essen würden sie sich umzustellen haben. Wenig Spaghetti! Und Salat ohne Öl! Poveri Italiani! Es wird ihnen schwer gefallen sein, auf ihre elementaren täglichen Essensgewohnheiten zu verzichten!

Sodann wurden sie auf die rassenpolitische Situation aufmerksam gemacht. Als Weiße würden sie die Autobusse für die Weißen zu benützen haben und der Verkehr mit schwarzen Frauen war strengstens untersagt, ja er wurde mit Gefängnis und Rückspedierung nach Italien bestraft.

Die Freude ließ aber keine kritischen Bemerkungen aufkommen. Die Erwähnung der Signorine gab nur Anlaß zu frohem Gelächter und weiteren Erörterungen. Natürlich wollten die Angeworbenen wissen, ob es denn in Südafrika genügend weiße Mädchen gebe, ob sie hübsch seien, usw.

Viele waren aber entschlossen, später ihre Bräute nachkommen zu lassen. Drei volle Jahre Wartezeit schien ihnen nicht zu lang. Ich dachte aber oft, daß wohl mancher, trotz allen guten Vorsätzen, sein Mädchen im fernen Heimatland mit der Zeit vergessen würde.

Meine wichtigste Erkenntnis

Wie mir Dr. C. sagte, würden die italienischen Arbeiter, auch jene des Südens, in den Minenschulen sehr geschätzt. Der Prozentsatz jencr, die nach ihrem Heimatland zurück geschafft werden mußten, weil sie der Arbeit körperlich oder seelisch nicht gewachsen waren, war nur sehr klein.

Diese Erfahrung bestätigte mir wieder einmal, daß die Italiener des Südens bei uns ganz zu unrecht als Lazzaroni gelten.

Bekanntlich hat die Schreib- und Büromaschinen-Firma Olivetti bei Neapel vor einigen Jahren eine Fabrik errichtet und mit den dortigen Arbeitskräften ausgezeichnete Erfahrungen gemacht. Die Süditaliener sind so fleißig und so intelligent wie die Angehörigen irgend einer andern Nation.

Nirgends wie hier hatte ich erlebt, daß die Arbeit derart hoch im Kurs steht. Mit jeder Faser waren die Arbeiter zum Zugreifen bereit und wenn ihnen nur Gelegenheit dazu gegeben wurde, so erwiesen sie sich als außerordentlich tüchtig.

Ich mußte immer wieder an mein eigenes Land zurückdenken, wo wir in Wohlergehen leben, wo mancher Arbeiter sein eigenes Motorfahrzeug besitzt, wo es die junge Generation als selbstverständlich empfindet, ein eigenes, unabhängiges Leben zu führen und später, nach der Heirat, ein eigenes Heim zu besitzen. Trotzdem sind viele dieser vom Glück begünstigten Schweizer unzufrieden, kritisieren ihr Vaterland vom Morgen bis Abend und reden ständig von einem Malaise. Zum mindesten mir hat meine Arbeit in Italien die Augen in dieser Beziehung geöffnet.